



Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn.

Illustriertes
1902. * № 49.

Miß Ada Robin.

Novelle von Reinhold Drimann.

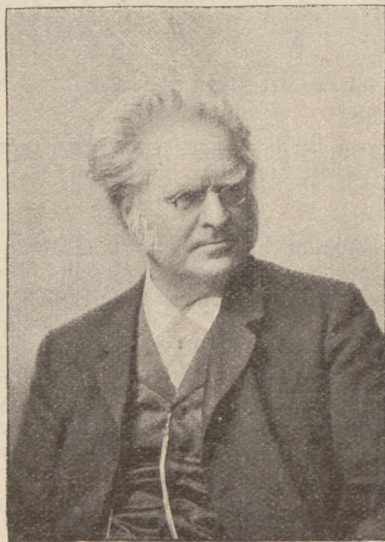
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Obwohl Helene ihrer Mutter einen flehenden Blick zuwarf, ließ diese sich doch nicht abhalten, bereitwillig den Wunsch der neuen Hausgenossin zu erfüllen. Sie erzählte, daß ihre Tochter vor etwa sechs Jahren auf einem Balle die Bekanntschaft eines jungen Offiziers gemacht habe, der sogleich ein sehr lebhaftes Interesse für sie an den Tag legte. Er hieß Bruno v. Saldern und stand als Leutnant bei dem Regiment, das in dem Wohnorte des Professors lag. Es war ihm gelungen, Helene ohne Vorwissen ihrer Eltern öfter zu sehen, und als der Professor eines Tages die Heimlichkeiten seines Töchterchens entdeckte, war das Herzensverhältnis bereits so weit gediehen, daß Helene auf die Vorkhaltungen ihrer Eltern mit aller Bestimmtheit erklärte, niemals von dem Manne ihrer Liebe zu lassen. Und noch an demselben Tage erschien der junge Offizier, um für sein Verhalten die Verzeihung des Professors zu erbitten und zu versichern, daß es sein fester Entschluß sei, Helene zu seiner Gattin zu machen. Aber die Verhältnisse verboten ihm freilich, es schon in nächster Zukunft zu thun oder auch nur das Verlöbniß sogleich öffentlich bekannt zu machen. Er sei ohne Vermögen, und seine Mutter, die Witwe eines im Kriege gefallenen Majors, befinde sich nicht in der Lage, die für die Heiratserlaubnis erforderliche Kaution zu stellen. Zwar wäre er für seine eigene Person mit Freunden bereit, um seiner Liebe willen den Militärdienst zu verlassen und sich einem bürgerlichen Berufe zuzuwenden, der ihm früher als die soldatische Laufbahn gestatten würde, sich einen eigenen Herd zu errichten; aber er würde durch einen solchen Schritt seiner seit Jahren sehr kränklichen Mutter einen schweren, vielleicht tödlichen Kummer bereiten, und er fühle sich deshalb verpflichtet, seiner Kindespflicht vorläufig noch das Opfer seines Glückes zu bringen.

Natürlich waren diese Erklärungen nicht danach angethan gewesen, die Familie Boretius sonderlich zu erfreuen; der Professor hatte dem Liebesverhältnis rundweg seine Zustimmung verweigert und dem Leutnant v. Saldern jeglichen weiteren Verkehr mit seiner Tochter untersagt. Die Liebenden hatten sich scheinbar dem väterlichen Machtgebote gefügt, und

erst als Helene mehrere Bewerbungen um ihre Hand trotz des lebhaftesten elterlichen Zuredens ausschlug, war man inneworden, daß die alte Neigung mit unverminderter Stärke in ihrem Herzen weiterlebe.

Dann war der Professor gestorben, und Saldern, der inzwischen zum Oberleutnant aufgerückt war, hatte sich der in ihrem ersten Schmerz ganz rat- und fassungslosen Witwe während jener schweren Wochen und Monate in so ritterlicher und taktvoller Weise zur Verfügung gestellt, daß sie es nicht über sich gewonnen hatte, seine Dienste zurückzuweisen, und daß schon damals etwas wie ein heimliches Verlöbniß erfolgt war. Aber die Aussichten für die baldige Vereinigung des jungen Paares hatten sich inzwischen nicht gebessert, und Saldern war zu ehrenhaft und aufrichtig gewesen, um die beiden Frauen darüber zu täuschen, daß die Einwilligung seiner Mutter zu der Heirat mit dem unbemittelten, bürgerlichen Mädchen schwerlich anders als nach



B. Björnson. (S. 387)

langem Kampfe zu erreichen sein würde. Frau Boretius hatte unter solchen Umständen ihre Nachgiebigkeit bald bereit und Helene auf jede nur erdenkliche Weise zu einer Lösung des Verhältnisses zu bewegen gesucht, um so mehr, als sich wieder ein wohlhabender und angesehenen Mann in unzweideutigster Weise

um die Gunst des jungen Mädchens bewarb. Alle Bemühungen aber waren an der unerschütterlichen Standhaftigkeit gescheitert, mit der Helene an ihrer Liebe festhielt.

Jene bitteren Jahre des unaufhörlichen Kampfes mochten es gewesen sein, die den leidvollen Zug in ihr Antlitz eingezeichnet und ihren jugendlichen Frohsinn in das jegige stille und gedrückte Wesen verwandelt hatten.

Der vor etwa anderthalb Jahren erfolgte Tod der Frau v. Saldern hatte dann abermals eine entscheidende Wendung herbeigeführt. Bruno v. Saldern, durch keine Rücksicht kindlicher Pietät mehr gebunden, hatte unverzüglich seinen Abschied genommen und war auf die warme Empfehlung seiner Vorgesezten hin in den Polizeidienst der großen Hafenstadt übergetreten, wo ihm nach zweijähriger Probezeit auf einem allerdings sehr schwierigen und verantwortlichen Posten feste, lebenslängliche Anstellung mit auskömmlichem Gehalt in sicherer Aussicht stand. Nun erst hatte Frau Boretius ihren Widerstand aufgegeben und sich auf Salderns dringende Bitte sogar bereit gefunden, mit ihrer Tochter ebenfalls nach der Hafenstadt überzusiedeln. Nur eine kleine Anzahl von Monaten noch trennte Helene von der Erfüllung ihrer seit sechs langen Jahren gehegten schulischen Wünsche; denn es war vereinbart worden, daß die Hochzeit unverzüglich erfolgen sollte, sobald Saldern seine Anstellung erhalten, was nächsten erfolgen mußte.

Ada Robin hatte die lange und weit-schweifige Erzählung der Witwe, die von Helene nicht ein einziges Mal unterbrochen worden war, mit lebenswürdigster Aufmerksamkeit angehört.

„Das ist wirklich eine rührende Geschichte,“ sagte sie dann, „eine von denen, die sich nur zwischen deutschen Liebesleuten abspielen können. Drüben in Amerika pflegt man sich sein Glück doch etwas resoluter zu erkämpfen. Aber weshalb, liebste Helene, da nun doch alle Hindernisse aus dem Wege geräumt sind, weshalb lassen Sie noch immer so schweremütig das Köpfchen hängen? Das ist durchaus nicht die Miene einer glücklichen Braut, und ich meine, Ihr Verlobter hätte eigentlich einigen Anspruch darauf, daß Sie ihm hellere Augen und rosigere Wangen zeigen.“

„Ich kann mich doch nicht anders machen, als ich bin,“ erwiderte das junge Mädchen leise und wie beschämt, „Bruno glaubt mir

wohl auch ohne das, wie ich ihn liebe und wie glücklich ich in dieser Liebe bin."

"Gewiß, er muß es Ihnen wohl glauben, nachdem Sie ihm so aufopfernde Treue bewahrt haben. Aber am Ende sind Sie während Ihres langen Brautstandes doch nicht jünger geworden, und es ist niemals gut, den Mann, den man liebt, an die Vergänglichkeit weiblicher Jugend und Schönheit zu erinnern. Nicht um eine Ehrenpflicht zu erfüllen, soll er Sie doch heiraten, sondern weil Ihr Besitz ihm noch immer als ein begehrenswertes Glück erscheint. Und deshalb, wenn ich Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben darf, müssen Sie sich Ihr hübsches Gesichtchen nicht durch diesen vergrämten Ausdruck, Ihre allerliebste Gestalt nicht durch eine so schrecklich plumpe Kleidung verderben. Geben Sie nur acht, was für ein reizendes Geschöpf ich aus Ihnen machen werde, wenn Sie mich gewähren lassen und sich gehor- sam meinen Wünschen fügen."

Helene stand auf, und während sie die Amerikanerin mit einem großen und klaren Blick ansah, sagte sie kopfschüttelnd: "Nein, Fräulein Robin, ich werde mich niemals solcher Künste bedienen, um mich meinem

Verlobten in einem vorteilhafteren Lichte zu zeigen. Ich würde mich damit an mir selbst wie an ihm zu versündigen glauben. Aber ich fühle, wie gut Sie es mit mir meinen, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre freundliche Absicht. Seien Sie versichert, daß ich das unverdiente Geschenk Ihrer Freundschaft nach seinem ganzen Werte zu würdigen weiß."

Die Miene der Mutter zeigte deutlich, wie wenig sie die Erwiderung ihrer Tochter billigte, und wie lebhaft ihre Befürchtung war, daß Fräulein Robin sich durch die unummundene Zurückweisung ihres lebenswürdigen Anerbietens beleidigt fühlen könnte. Vielleicht sogar hatte sie ein tadelndes Wort auf den Lippen, aber die Amerikanerin ließ sie nicht dazu kommen, es auszusprechen. Mit ihrem bezaubernden, silberhellen Lachen war sie aufgesprungen, hatte den Arm um Helene geschlungen und das junge Mädchen, das ersichtlich kaum wußte, wie ihr geschah, stürmisch auf beide Wangen geküßt.

"Wahrhaftig, das deutsche Gretchen, ganz so, wie es die Dichter besingen!" rief sie fröhlich aus. "Nun, ich will gewiß nicht die böse Verführerin spielen. Wer weiß, ob Sie nicht noch mehr meine Lehrmeisterin werden als ich die Ihre!"

Frau Boretius war entzückt, und auch Helene blickte in ihrer Verwirrung dankbar zu der schönen Fremden auf. Diese aber machte der kleinen gefühlvollen Scene nun

rasch ein Ende, indem sie nach einem Blick auf ihre kostbare Taschenuhr erklärte, sie habe noch einige Besorgungen zu machen, werde aber zum Abendessen wieder zurück sein und dann auch ihr vorhin gegebenes Versprechen einlösen.

"Uebrigens," rief sie, schon auf der Schwelle ihres Zimmers stehend, noch einmal zurück, "werde ich nicht auch einmal das Vergnügen haben, Ihren Verlobten kennen zu lernen, liebe Helene? Nachdem Sie mich in Ihrem Herzensroman eingeweiht haben, möchte ich den Helden desselben doch gern einmal von Angesicht zu Angesicht sehen."

Die Mutter war es, die statt ihrer Tochter antwortete: "Wir erwarten ihn heute abend, denn es ist sein dienstfreier Tag."

"Nun, dann werde ich um so sicherer kommen," gab die Amerikanerin schelmisch zurück, und nachdem sie Helene noch einmal

jetzt, nachdem sie ihren Verlobten gesehen, darüber wohl anderer Meinung geworden sein; denn mit einem so offenkundigen Wohlgefallen, wie es am Ende nur eine in freieren Anschauungen erzogene Amerikanerin einem fremden jungen Manne zeigen darf, ruhten ihre Augen auf der hohen Gestalt und dem trotz des kühn geschneideten Profils und des Schnurrbarts überaus liebenswürdigen und sympathischen Gesicht des ehemaligen Offiziers. Vom ersten Moment an zeigte ihr Benehmen gegen ihn dieselbe heitere Unbefangenheit, dieselbe in ihrer natürlichen Unmut geradezu unwiderrstehliche Vertraulichkeit, durch die sie sich so schnell die Herzen der beiden Frauen gewonnen hatte.

Und Bruno v. Saldern, der in seiner neuen Thätigkeit die Umgangsformen seines früheren Standes nicht abgelegt hatte, wußte auf den von ihr angeschlagenen Ton mit der

Gewandtheit des schlagfertigen und geistvollen Weltmannes einzu- gehen. Nicht lange währte es, und die

Unterhaltung wurde eigentlich nur noch zwischen den beiden geführt, während Frau Boretius mit unverhohlenem Vergnügen zuhörte, und Helene das dunkle Köpfchen immer tiefer in den Schatten zurücklegte.

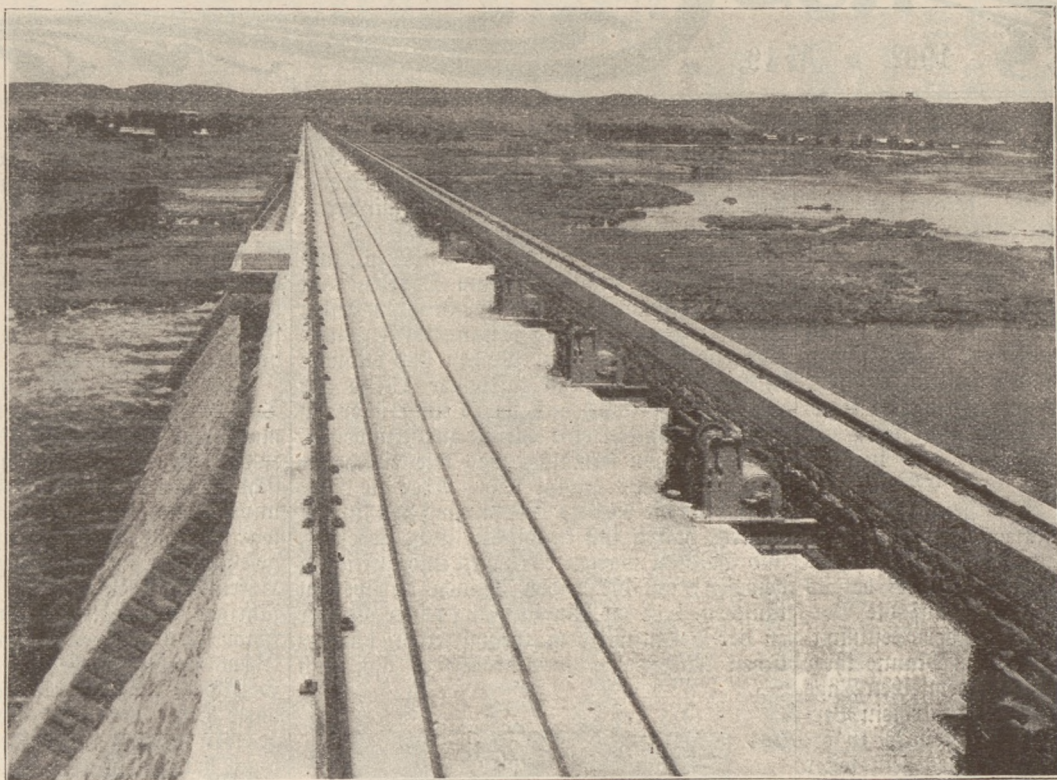
Plötzlich aber schien Saldern sich zu erinnern, daß er seine Braut während der letzten halben Stunde zu sehr vernachlässigt habe, und er wandte sich in liebevollem Tone zu ihr. "Vergieb, liebes Herz, daß ich mich noch nicht einmal wegen meiner Anpünktlichkeit entschuldigt

habe. Ich wollte eine Stunde früher kommen und hätte nicht auf mich warten lassen, wenn nicht im letzten Augenblick eine dienstliche Abhaltung gekommen wäre. Man fahndet von Berlin aus auf einen gefährlichen Verbrecher, der aller Voraussicht nach verjagt wird, über unseren Hafen die Neue Welt zu gewinnen. Als Vertreter des Inspektors der Hafenspolizei mußte ich sofort meine Beamten auf Grund der uns übersandten Mitteilungen unterweisen."

Helene war von dieser Erklärung offenbar vollkommen befriedigt, Ada aber zeigte die lebhafteste Wißbegierde.

"Ein gefährlicher Verbrecher, ah, das ist sehr interessant! Sie müssen uns mehr davon erzählen, Herr v. Saldern!"

"Nun, ich mache mich wohl keiner Verletzung eines Dienstgeheimnisses schuldig, wenn ich Ihnen mitteile, was teilweise bereits in allen Zeitungen gestanden hat," sagte dieser, von ihrer kindlichen Neugier sichtlich be- lustigt. "Es handelt sich um einen gerie- benen Gauner, der durch einen schlauen Betrug ein großes Berliner Bankhaus mittels gefälschter Checks um eine Summe von



Der Miltamm bei Uffuan (obere Seite). (S. 387)

mit ihrem herzbezwingenden Lächeln zugeneigt hatte, zog sie die Thür hinter sich zu.

2.

Ueberrascht blieb Bruno v. Saldern auf der Schwelle stehen, als er beim Betreten des Zimmers der unbekanntem weiblichen Erscheinung ansichtig wurde. Ob Ada nun zufällig oder absichtlich ihren Platz am Tische so gewählt hatte, daß das Licht der Hängelampe voll auf ihr reiches, goldschimmerndes Haar und ihr reizendes Gesicht fiel oder nicht, jedenfalls sah sie in dieser Beleuchtung bezaubernd aus, und es war wohl begreiflich, daß der Blick des jungen Mannes auffallend lange und bewundernd an ihr hing, ehe er sich Helene zuwandte. Diese war ihm um einige Schritte entgegengegangen, und er trat jetzt rasch auf sie zu, um einen Begrüßungskuß auf ihre Lippen zu drücken und sich dann von ihr der neuen Hausgenossin vorstellen zu lassen.

Wenn in Adas Bewunderung für die rührende Beharrlichkeit und Treue ihrer sanften Freundin vorhin doch immer ein kleiner Anflug von Ironie gewesen war, so mochte sie

zweihundert-
fünfzigtau-
send Mark
geprellt hat.“

In gren-
zenlosem Er-
staunen
schlug Frau
Boretius die
Hände zu-
sammen.

„Mein Gott,
das ist ja
eine Viertel-
million!
Siebt es denn
wirklich
Menschen,
denen so was
möglich ist?“

„Jeden-
falls müssen

es Leute von außergewöhnlicher Schlaueit
sein, wenn es ihnen gelingt,“ sagte Ada mit
einem Ausdruck der Bewunderung, der Herrn
v. Saldern abermals ein Lächeln abnötigte.

„Was nicht hindert, daß sie noch die größten
Dummheiten machen,“ sagte er lächelnd, „wie
zum Beispiel unser Chekfälscher.“

„Was für eine Dummheit?“ fragte Ada,
deren glänzende Augen unverwandt an den
Lippen des Sprechenden hingen. „Etwas,
das zu seiner Ergreifung führen wird?“

„Etwas, das jedenfalls das Gelingen seiner
Flucht sehr wesentlich erschwert. Er hat an
dem Kassenschalter der bestohlenen Bank seine
Brieftasche liegen lassen, der er die gefälschten
Checks entnommen hatte.“

„Ah, das ist allerdings eine beispiellose
Ungeheuerlichkeit! Und in dieser Brieftasche
befanden sich seine Legitimationspapiere —
nicht wahr?“

Der Polizeibeamte sah überrascht auf.
„Wie gut Sie zu kombinieren verstehen, Fräu-
lein Robin! Allerdings, so war es; man fand
in der Brieftasche nicht nur Ausweispapiere
auf den Namen, dessen sich der Verbrecher
bei der Verübung des Betruges bedient hatte,
sondern auch einen Paß und verschiedene an-
dere Dokumente auf den Namen Thomas
Webb, den er sich allem Anschein nach bei
seiner Flucht hatte beilegen wollen. Sogar
eine für Thomas Webb ausgestellte Ueber-
fahrtskarte nach einem südamerikanischen Hafen
war bereits vorhanden. Der Gauner hatte
seine Vorbereitungen also mit aller Umsicht
getroffen, und es bedeutete ein nicht geringes
Unglück für ihn, daß der Verlust seiner Brieft-
tasche den ganzen, wohlangelegten Plan mit
einem Schlage unausführbar machte.“

Ada amüsierte sich allem Anschein nach
köstlich über das Mißgeschick des Verbrechers;
dann aber fügte sie hinzu: „Eigentlich sollte
man ihn bemitleiden, denn es muß ein ab-
scheuliches Gefühl sein, ein großes Unternehmen
an einem so winzigen und lächerlichen Un-
geheuer scheitern zu sehen, nachdem alle Schwie-
rigkeiten glücklich überwunden waren. Aber
der Mann wird sich auch ohne seine Papiere
zu helfen wissen. Schade, daß man wahr-
scheinlich niemals erfahren wird, wie er es
angefangen hat.“

„Oho, mein gnädiges Fräulein,“ pro-
testierte Saldern, „Sie haben denn doch eine
gar zu geringe Meinung von der deutschen Po-
lizei. So viel wenigstens kam ich Ihnen ver-
bürgen, daß dieser angebliche Mr. Webb, der
übrigens einer Ihrer Landsleute zu sein scheint,
von hier aus seine Reise über das Weltmeer
nicht antreten wird.“

„Woraus schließen Sie denn überhaupt,
daß er sich gerade hierher gewendet hat?“



Ansicht der beiden neuen Hochschulen für die bildenden Künste und für Musik
in Charlottenburg.

Nach einer Photographie von W. Eichenhaller in Berlin.

„Gewisse Anzei-
chen sprechen dafür,
daß er hier Verbin-
dungen hat, die ihm
vielleicht gestatten
werden, sich bis zur
Erlangung neuer Le-
gitimationspapiere
verborgen zu halten.
Eine sichere Fährte

haben wir leider noch nicht. Die Beamten
der Hafenpolizei aber sind durchweg tüchtige
Leute, deren Blick durch eine lange Erfahrung
geschult ist. Und da das betrogene Bankhaus
überdies auf die Ergreifung des Gauners und
die Herbeischaffung der gestohlenen Summe
eine Belohnung von zehntausend Mark aus-
gesetzt hat, so brauche ich gewiß noch weniger
als sonst zu fürchten, daß einer meiner Leute
seine Pflicht vernachlässigen wird.“

„Natürlich besitzen Sie ein genaues Signale-
ment des Hochstaplers?“

„Gewiß, und da Sie so viel Teilnahme
für ihn hegen, wird es Sie vielleicht auch
interessieren, ein ungefähres Bild seiner äußeren
Erscheinung zu erhalten. Da ist es!“

Er hatte seiner Brieftasche ein Blatt ent-
nommen, von dem er die Personalbeschrei-
bung des Verbrechers ablas, während die junge
Amerikanerin in der Haltung einer aufmerk-
sam Lauschenden, die Arme auf den Tisch
gestützt und die Wangen an die zusammen-
gelegten Hände geschmiegt, dasaß.

„Alter: dreißig bis fünfunddreißig Jahre.
Gestalt: groß und hager. Gesicht: scharf ge-
schnitten und auffallend bleich. Großer brau-
ner Vollbart und welliges, dichtes Haupthaar
von derselben Farbe. Besondere Kennzeichen:
eine kleine tiefe Narbe über dem linken Auge.
Sprache: gebrochenes Deutsch mit ausgeprägt
englischem Accent. — Nun, was sagen Sie
zu diesem Porträt Ihres Helden?“

„Ein Apoll scheint er allerdings nicht ge-
rade zu sein,“ lachte Ada. „Aber bei so auf-
fallenden äußeren Eigentümlichkeiten wird es
ihm, wenn er sich wirklich hierher gewendet
hat, nicht leicht werden, den Späherblicken
Ihrer Polizisten zu entgehen.“

Helene hatte während der ganzen Zeit
nicht ein Wort gesprochen, und auch Frau
Boretius schien durch das mit so großer Aus-
süßlichkeit behandelte Thema nachgerade ge-
langweilt zu werden. Sie erinnerte Fräulein
Robin an das heute mittag gegebene Ver-
sprechen, und Ada stand mit lebenswüdig-
ster Bereitwilligkeit auf, um jedoch nach den
ersten Schritten, die sie gegen das Klavier hin-
gethan hatte, zaudernd und mit einem un-
schlüssigen Blick auf Saldern innezuhalten.

„Als ich es Ihnen versprach, liebe Frau

Professor, glaubte ich keine anderen Zuhörer
zu haben als Sie und Fräulein Helene. Ich
weiß wirklich nicht, ob ich —“

Bruno war aufgesprungen, um mit großer
Wärme zu versichern, daß er untröstlich sein
würde, wenn durch seine Anwesenheit den
Damen der verheißene Genuß entgelte sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Einer der größten Dichter der Gegenwart, der
Norweger Björnson, feiert in diesen Tagen, beglück-
wünscht von der ganzen gebildeten Welt, seinen
70. Geburtstag. Björnstjerne Björnson ist am
8. Dezember 1832 zu Kvikne in Vesterdalen geboren,
und die gewaltige Gebirgslandschaft seiner nordischen
Heimat ist von tiefgehendem Einfluß auf seinen Cha-
rakter und seine dichterische Individualität gewesen.
Bekannt machte er sich zuerst durch seine Bauern-
novellen, die in meisterhafter Weise norwegisches
Land und Volk schildern. Von seinen zahlreichen
Dramen sind die besten auch auf den meisten Bühnen
Deutschlands zur Aufführung gekommen, in jüngster
Zeit besonders die beiden neuesten: „Ueber unsere
Kraft“, mit sensationellem Erfolge. — In dem jetzt
vollendeten **Niloomum bei Assuan** haben die Eng-
länder in Ägypten ein Kulturwerk von höchster Be-
deutung geschaffen. Er bildet die größte Thalperre,
die es überhaupt giebt. Der See, den diese zwei
Kilometer lange Granitmauer zur Zeit der Nilsperrre
aufftauen wird, reicht hin, um während der Trocken-
heit ganz Unteregypten genügend zu bewässern und
eine neue Fläche Landes, auf der 100,000 Menschen
leben können, der Kultur zu gewinnen. Die Bau-
zeit betrug fünf Jahre, der Kostenaufwand 100 Mil-
lionen Mark. Zahlreiche Schleusenthore regulieren
den Abfluß des Wassers. — In Gegenwart Kaiser
Wilhelms II. sind die **neuen Hochschulen für die
bildenden Künste und für Musik in Charlotten-
burg** unter großem Festgepränge eingeweiht worden.
Die Bauten zeigen den Stil des modernen Barock,
besonders die Hauptfront der Hochschule für die
bildenden Künste mit Einschluß der Architektur macht
einen ebenso edlen, als klaren und bedeutenden Ein-
druck. Weit kleiner und mannigfaltiger in der Gliede-
rung ist die Hochschule für Musik, doch steht sie an
Zweckmäßigkeit der Einrichtung ersterer nicht nach.
Das riesige Werk ist in der kurzen Zeit von nur
3 Jahren vollendet worden.

Die Kirche zu Hoff in Pommern.

(Mit Bild.)

Unmittelbar am hohen Ufer der pommerschen Bucht ragen die dem Untergange geweihten Mauern der Kirche zu Hoff empor. Die malerische Ruine stand noch im Jahre 1806 über 15 Meter vom Steilrande des Ufers entfernt, aber die Ostsee hat seitdem ununterbrochen das Gelände unterwaschen und abgespült, und so mußte 1874 die Kirche geschlossen werden. Der Dachstuhl, die Decke, die Glocken und die innere Einrichtung wurden entfernt, um für die neue, weiter landeinwärts errichtete Kirche zu dienen, und das altehrwürdige Gotteshaus, das bereits im 12. Jahrhundert erbaut worden ist, wird vielleicht schon bei der nächsten großen Sturmflut in die Tiefe stürzen. Man hat in der Nähe der alten Mauern einen äußerst stimmungsvollen Ausblick auf Land und Meer.

Schwarze; und nun weiß doch jeder, der die alte Fischerbarke sieht, auf den ersten Blick, was man unter den drei Grazien zu verstehen hat. Der junge Malergesell ist auf sein Kunstwerk nicht wenig stolz.

dem Spiegel stand und mit sichtlichem Behagen ihre glänzend schwarzen, üppigen Flechten durchkämmte.

„Ich kämme mich bloß, Mutter.“

„Zum sechstenmal heut!“ fuhr die Müllerin fort. „Du bist doch keine große Dame, um ewig vor dem Spiegel zu stehen oder Geschichten zu lesen und in den Tag hinein zu träumen!“

„Was soll ich denn thun, Mutter? Zur groben Arbeit taug'ich nichts, du und der Vater, ihr habt's mich nicht gelehrt; im Haus wirtschaften läßt du mich auch nicht, und in die Mühle gehen soll ich erst recht nicht. Ihr habt mich ins Institut nach Graz geschickt, habt mich Dinge lernen lassen, die ich hier nicht brauchen kann, und was ich hier brauche, verstehe ich nicht. Ich fühl' mich fremd daheim, Mutter.“

„Gott sei's geklagt, ich sehe es und fühle es, wenn du es auch nicht gesagt hättest,“ seufzte die Müllerin.

„Der gute Kaspar hat's so gewollt, er wollte aus seiner alten Mühle ein modernes Maschinenwerk und aus seiner Tochter eine feine Dame machen. Es ist ihm mißlungen. Ja, eines schießt sich nicht für alle, und nun haben wir's. Dem Mädel ist das Leben verdorben — sie fühlt sich fremd!“



Die Kirche zu Hoff in Pommern.

Die drei Grazien.

(Mit Bild auf Seite 389.)

Le Tre Grazie — die drei Grazien, diesen poetischen Namen trägt das alte Fischerboot, das am Strande des Lido vor Anker liegt. Es soll aufgefrischt werden, und der junge venetianische Malerburche hat den keineswegs leichten Auftrag erhalten, am Bug ein Bild anzubringen, das den Namen des Fahrzeuges veranschaulicht. Aber ein echter Venetianer kommt so leicht nicht in Verlegenheit, und unser junger Kunstbessener weiß sich schnell zu helfen. Drei der am Lido herumlungenden Blumenmädchen sind mit Freuden bereit, ihm für seine Grazien als Modelle zu dienen, und sie nehmen ihre Aufgabe nicht minder ernst als der junge Maler selbst. Schnell entstehen „die drei Grazien“ am Bug des Bootes, und wenn die Porträtmöglichkeit auch nicht gerade überwältigend ist, so macht das weber dem Künstler noch dem Auftraggeber etwas aus. Vorn am Schiffe prangt in lebhaften Farben die Blonde, die Braune und die

Das schwarze Haar.

Erzählung von A. D. Borum.

1. (Nachdruck verboten.)

„Reserl, Reserl! Stehst schon wieder vor dem Spiegel!“ zürnte Frau Heidrich, über die Schwelle des Zimmers tretend, in dem ihre Tochter, das schöne Reserl, in der That vor

„Sei nur gut, Mutterle. So ist es einmal, und ändern kann man's nicht mehr. Lasse mich einige Jahre weg von hier, ich finde Gelegenheit genug, meine Kenntnisse zu verwerten, und wenn du der Wirtschaft hier müde bist, so verkaufen wir die alte Mühle, sie trägt ohnehin nicht mehr viel, seit in der Stadt die Dampfmaschine arbeitet, du ziehst zu



Die drei Grazien. Nach einem Gemälde von N. Paoletti. (S. 388)

mir in die große Stadt, und wir leben glücklich und zufrieden zusammen."

"So? Glücklich und zufrieden?" spottete in bitterem Schmerz die Witwe. "Ich, das Bauernweib aus dem Dorfe, bei der feinen Stadtdame? Als Dienstmagd vielleicht? — Und du kannst so ruhig davon reden, die Stätte deiner Geburt, den Sitz deiner Eltern und Aeltern zu verlassen? Reserl, Reserl, dich treibt die Vergnügungssucht. Das unnütze Zeug, das du in der teuren Pension gelernt, hat dir nur den Kopf verdreht, und die Aufsichten, die du dir von der Welt machst, haben dein Herz verdorben."

"Aber Mutterle —"

"Ned' nicht, Reserl! Ich weiß es, ich fühle es. Die Eitelkeit hat dich in ihren Klauen; so lange haben es dir alle gesagt, daß du schön bist, bis du selber daran glaubst. "Und ist's nicht wahr, Mutterle? Ist es denn eine Sünde, wenn ein Herr einem Mädchen sagt, daß sie schön sei, daß sie wundervolles Haar habe? Das haben mir doch schon viele gesagt."

"Leider, leider! Möge dieses Haar nicht dein Unglück sein."

"Ach, Mutterle, du bist heute wieder einmal schlecht gelaunt. Sag' mir lieber, wie mir diese Frisur steht. Wie sehe ich aus?"

"Wie eine Närrin! Ein anständiges Mädchen frisirt sich nicht so."

"Ich weiß nicht, was du wieder hast, Mutterle, daß du mich so quälst!" brach nun das Mädchen weinend aus und zerstörte zornig den künstlichen Aufbau des prächtigen Haares.

"Kind, Kind, dieses Ungeflüm! Wildes Blut thut nimmer gut!" warnte die Mutter. Da aber Reserl im trotzigen Schmolzen verharrete, verließ die Alte seufzend das Zimmer.

Reserl blieb noch eine Weile in gedankenlosem Hinbrüten, dann warf sie sich schluchzend auf das kleine Sofa.

"O, wie öde, wie langweilig ist das Leben hier!" Sie drückte das Gesichtchen in das Lederkissen und weinte sich recht herzlich aus.

Da schmettete eine Fanfare die Straße herab, Reserl zuckte zusammen und eilte, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, herunter in das kleine Vorgärtchen, das die Mühle von der Straße trennte. Wie zufällig war sie dort, machte sich an den Rosen zu schaffen, von denen sie eine anstekte; und schon ritten sie vorbei, die schneidigen Ulanen. Kurz vor der Mühle ließ der Oberleutnant immer die Trompeten blasen, er wußte warum, und die Ulanen wußten es auch. Das schöne schwarze Müllerreserl, das stach dem Herrn Oberleutnant gewaltig in die Augen.

Wie keck und zuversichtlich er voran ritt, was für graziose Kapriolen sein Fuchs ausführte, wie herausfordernd der junge Herr seine Schapla schief auf das Haupt gesetzt hatte! Er legte die blanke Säbelklinge an seine Lippen, drückte heimlich und bezeichnend einen Kuß darauf und schwenkte sie grüßend so, als ob er diesen Kuß hinübersenden wollte zu dem Mädchen, das verschämt und doch so glücklich in dem kleinen Gärtchen stand. Sie neigte das Haupt, tief, tief hinab bis zu der feurigen Blüte, die ja in der Blumensprache heißempfundene Liebe bedeutet, und — war es Zufall, war es Absicht? — berührte sie mit ihren Lippen.

Wie ein Blitz schwang sich der junge Offizier vom Pferde — ein Sprung, und er stand am Gartenzaun.

"Darf ich um diese Blume bitten, mein Fräulein?"

Ehe noch Reserl ihre Fassung wiedergefunden, hatte er mit kecker Hand die Blüte ergriffen, sie erst an die Lippen gedrückt, sie dann mit ostentativer Sorgfalt geborgen, und

mit einer ritterlichen Dankesverbeugung war er wieder verschwunden.

Die Fanfaren schmetteten, die Säbel rasselten, die Hüfe klapperten, und eine Staubwolke hüllte die abziehende Reiterabteilung ein.

Reserl stand wie im Traume; träumend schritt sie in das Wohnhaus, wo sie ihre Mutter traf, die bitterlich weinte.

"Was weinst du, Mutterle?" suchte das Mädchen zu trösten. "Ich bin ja so glücklich!"

Deselben Tages gegen Abend traf der Oberleutnant Ritter v. Nerken, Kommandant der während des Manövers im Meierhofs liegenden Ulanenhalbeskadron, die Müllerin ganz in der Nähe des Gehöftes.

"Frau Heidrich, nicht wahr?" redete sie der Offizier an. "Wollte eben mit einem Anliegen zu Ihnen. Bin der Oberleutnant v. Nerken."

Frau Heidrich knickte in banger Erwartung, worauf das hinauslaufe.

"Habe nämlich gehört, hier im Mühlbach sollen gewaltige Krebsse sein. Bin großer Sportliebhaber, wollte Sie um Erlaubnis bitten — nämlich —"

"Nein, Herr Leutnant, Krebsse sind keine im Mühlbach, auch keine Fische, und das eine Fischlein, auf das Sie es abgesehen haben, möchte ich bitten, sein in Ruhe zu lassen, es ist nicht für solche Herren."

Nerken lachte gezwungen. "Famoser Witz, Frau Heidrich, wirklich, sehr gute Entgegnung. Aber Spaß beiseite; gestatten Sie mir, mein Kompliment zu machen, Ihre Fräulein Tochter ist eine exquisite Erscheinung, und das Haar — das Haar geradezu einzig."

"Davon will ich nichts hören, Herr, und ich bitte noch einmal dringend, lassen Sie das Mädchen ungeschoren, machen Sie es nicht noch närrischer und stolzer, als es schon ist. Nichts für ungut, Herr, und gute Nacht! Der Weg zum Meierhofs ist dort."

Die Müllerin entfernte sich raschen Schrittes.

"He — he, merkwürdiges Weib!" brummte der Offizier. "Sehr resolut, reizt mich noch mehr, die Tochter näher kennen zu lernen."

Den Weg zum Meierhof kannte der Offizier, der brauchte ihm nicht gewiesen zu werden; aber er fand einen anderen Weg, den Weg zum Herzen Reserls, und er fand Mittel, mit ihr zusammenzutreffen und die langweiligen Manövernachmittage angenehm zu verbringen.

Vier Wochen dauerte noch die Manöverkonzentrierung in der Umgebung dieses Ortes. Während dieser Zeit war Reserl wie umgewechselt, heiter, fröhlich, glücklich, lebenswürdig gegen alle und besonders gegen die Mutter, die fortwährend schalt und zantte oder in trauriges Sinnen versunken war.

Als endlich die Ulanen wieder nach der Hauptstadt abgezogen waren, hatte Reserl einige Tage verweinte Augen, aber sie hielt sich wacker aufrecht. Sie arbeitete sogar mehr als je in der Wirtschaft, auch schrieb sie Briefe in ihrem Zimmer, trug sie persönlich auf die Post und fragte nach, ob nicht welche aus der Hauptstadt für sie gekommen seien. Es kamen erst welche, dann seltener und zuletzt keine mehr.

Da wurde Reserl besorgt und traurig.

Eines Tages fragte sie die Mutter, wie groß eigentlich der Wert der ganzen Mühle sei.

"Ach, Kind," seufzte die Frau, "das wäre ein anständiges Vermögen, wenn dein Vater durch betrügerische Menschen in seiner Leichtgläubigkeit nicht ausgebeutet worden wäre. Aber die Schulden, die jetzt auf dem Anwesen lasten, erreichen fast seinen Wert, und es müßte ein glückliches Geschick walten, wenn wir noch sieben- bis achtausend Gulden herausziehen könnten."

"Gott," rief Reserl, "und ein Offizier braucht zwölftausend Gulden Kautions!"

"Was hast du gesagt? Kautions? Armes Kind! Du glaubtest an den adeligen Offizier?"

"Warum nicht? Die Bildung und das Benehmen hätte ich, und —"

"Den Hochmut auch. Als Spielerei für ein paar Tage magst du dem Herrn wohl gut genug gewesen sein; zum Heiraten bist du ihm zu wenig."

"Er liebt mich, er wird mich ewig lieben, er hat es mir hoch und heilig versprochen."

"Er wird und kann dich nicht heiraten. Schlage ihn dir aus dem Sinne und nimm einen der vielen ehrlichen Burschen des Ortes, die sich mit aufrichtigen Gedanken dir nähern möchten."

"Nein, nein," erschauerte Reserl, "ich kann nicht, ich will es nicht glauben; er wird mich doch nicht aufgeben, er darf es nicht!"

Ein banger, unsäglich trauriger Blick der Mutter suchte forschend und fragend auf dem Nützlich der Tochter. "Kind, Reserl! — Armes Reserl, liebst du ihn denn gar so sehr?"

"Mutterle!" In diesem einzigen Ausrufe lange zurückgehaltenen Schmerzes löste sich das Herz des armen Mädchens von den Banden, welche Furcht, Verzweiflung und noch immer ein schwacher Schimmer der Hoffnung um dasselbe gewunden. —

Einige Wochen später kam der letzte Schlag, der die noch zart keimende Hoffnung vernichtete. Der Sohn eines Ortsbewohners, der seit dem Herbst bei der Infanterie in der Hauptstadt diente, hatte einen Brief gesendet, in dem sich folgende Stelle befand: "Dann berichte ich euch noch, daß der Ulanenoffizier, der im Sommer beim Meier im Quartier lag, vorige Woche geheiratet hat. Die Frau ist die Tochter eines Bankiers, und der Offizier war ihm eine schwere Menge Geld schuldig."

Am anderen Tage fand man Reserl als Leiche im Mühlbache. Das lange schwarze Haar, auf das sie so stolz gewesen war, hatte sie sich vorher abgeschnitten, aber man fand es nicht in ihrer Stube.

2.

In dem behaglichen altdeutschen Speisezimmer des Oberleutnants v. Nerken in Wien saß nach beendetem Mahle der Hausherr bei der Zigarre, während seine junge Frau, eine schwächliche Dame mit feingeschnittenen, etwas weichen Zügen und einer Fülle schwarzen Haares sich im Schaukelstuhl wiegte. Auf ihren Knien lag die Tageszeitung, die Lokalchronik, aufgeschlagen, und manchmal überflog das Auge der gelangweilten Frau die einzelnen Notizen.

"Verti!" rief Frau Flora v. Nerken mit einmal. "Ist M. nicht der Ort, wo du heuer während der Manöver lagst?"

"Stimmt. Was ist's mit M.?"

"Aus M. wird uns berichtet," las Flora vor, "die Tochter der hiesigen Müllerswitwe, Frau Barbara Heidrich, als das schöne Müllerreserl in der Umgebung bekannt, wurde aus dem Mühlbache als Leiche gezogen. Man sagt, daß unglückliche Liebe das Motiv des Selbstmordes gewesen sei. Das prächtige schwarze Haar, eine der schönsten Zierden der Unglücklichen, hatte sie sich vor dem letzten Gang abgeschnitten. — Was sagst du dazu, Verti?"

Nerken sagte nichts. Die Zigarre war seinen Lippen entfallen, sein Gesicht war blaß geworden.

"Aber Verti, wie siehst du denn aus? Was ist dir? Du hast wohl dieses Reserl gekannt?"

"Nun, das versteht sich doch von selbst," verzetzte er, seine Kaltblütigkeit langsam wiedergewinnend, "schöne Kinder fallen einem immer auf."

„Und hast sie wohl näher gekannt — vielleicht gar geliebt?“

„Du wirst unbequem mit deinen Fragen, liebes Kind.“

„Du hast sie geliebt. Gewiß ist es so — unglückliche Liebe hat sie in den Tod getrieben, und du bist die Ursache.“

Die nervöse Dame fiel schwer atmend in den Sessel zurück.

„Aber Flora,“ beschwichtigte der Gemahl, „überspannte Phantasie — ganz unnötige Aufregung!“

„Schwöre mir, daß du vor mir kein anderes Mädchen geliebt hast, namentlich nicht jene Unglückliche.“

Flora war knapp an ihren Mann herangetreten, hielt ihre mageren Hände mit ausgepreizten Fingern ihm entgegen, und der starre Blick ihrer funkelnden Augen suchte sich in seine Seele zu bohren. Ihre ganze Erscheinung bot trotz des theatralischen Auftretens etwas Unheimliches, welchem Eindruck sich der Oberleutnant nicht entziehen konnte. Er zuckte verlegen die Achseln.

„Kündliche Frage! Kluge Frauen fragen so etwas nicht —“

„Antworten, Bert!“

„Langweiltst mich, Flora. Man muß unterscheiden zwischen harmloser Liebelei und tiefer Neigung, die zur Ehe führt.“ Er näherte sich ihr, um sie durch einen Kuß zu besänftigen, sie aber stieß ihn unsanft zurück und kreischte auf.

„Unmensch, zurück! Du bist der Armen Mörder!“

Die Heftigkeit ihrer Gefühle löste sich in einem Weinkrampf auf, dem gegenüber der Mann ziemlich gleichgültig blieb. Er hatte ähnliche Szenen mit seiner reizbaren, exaltierten Frau schon einigemal erlebt und war etwas abgestumpft dagegen. Auch hatte er diese Frau ja nicht aus Neigung geheiratet, der Zwang der Verhältnisse führte ihn der reichen Erbin Flora v. Kronsfeld zu, die den schmucken Reiteroffizier im geheimen schon seit langem liebte. Nerken war stets froh, wenn er sich dem Zusammensein mit seiner Frau entziehen konnte.

Wie erlöst atmete er deshalb auf, als der Diener Franz mit der Meldung eintrat, der Briefträger habe ein eingeschriebenes Paketchen gebracht, dessen Empfang bestätigt werden müsse. Das war ein schicklicher Vorwand, sich zu entfernen.

Sinnend betrachtete Nerken das kleine, in graues Papier geschlagene Päckchen. Die Handschrift der Adresse zeigte die Absenderin, die nun bereits tot war. Voll banger Ahnung öffnete er die Hüllen: zwei sorgsam geflochtene Zöpfe schwarzen, glänzenden Seidenhaares bargen sie und einen kleinen Zettel.

„Ich habe Dich geliebt tief aus dem Grunde des Herzens und nehme diese Liebe mit in das Grab. Zum Andenken an mich schicke ich Dir das Haar, das Du so oft mit der Hand gestreichelt, das so viele Male durch Deine Finger gelaufen und so viele heiße Küsse Deiner Lippen gefühlt hat. Es soll nicht mit mir in der Grube faulen; es soll wenigstens als eine Erinnerung von mir bei dem bleiben, der mich zu Grunde gerichtet hat.“

Tränen Spuren hatten die letzten Worte kaum leserlich gemacht. Der Offizier fühlte sich tief ergriffen; die kurzen Tage seines sommerlichen Glückes traten ihm vor die Augen, er fühlte eine tiefe Reue in seinem Herzen nagen.

Grübelnd sah er vor der letzten Mahnung der Geliebten, die er betrogen, und so überhörte er das Klopfen an der Thür seines Schreibkabinetts und hatte noch nicht Zeit gefunden, das gefährliche Andenken rasch mit einem Papierblatte zu bedecken, als Emma, die schlaue Zofe seiner Gemahlin, eintrat.

„Die gnädige Frau ist kränker als gewöhnlich,“ meldete sie, „und läßt den Herrn bitten.“

Das rief den schuldigen Sünder aus seinen Träumen in die Wirklichkeit zurück. „Ich komme sogleich,“ sagte er aufspringend.

Ehe er ging, rief er Franz und gab ihm das wieder wohl eingewickelte Paket mit dem Auftrage, dasselbe sofort in die Kaserne zu tragen und es in der Eskadronschmiede zu Asche zu verbrennen. Er werde sich selbst von dem Vollzuge des Befehls überzeugen.

Als er dann das Zimmer seiner Frau betrat, wunderte er sich nicht, die vermeintlich Kranke verhältnismäßig wohl zu finden. Es war dies schon öfter so gewesen. Sie streckte ihm versöhnlich die Hand entgegen und fragte nach dem, was der Briefträger gebracht.

„Ah, nichts von Bedeutung — Dienstliches!“

„Berti, du belügst mich!“ seufzte sie matt. „Dienstliche Sendungen bringt ein Soldat, nicht der Postbeamte.“

„Ah so, du fragst nach diesem Paket — ja, das ist von einem Freunde.“

„Berti, du machst mich nervös mit deinen Ausflüchten.“

„Ja, mußt du denn alles wissen, was mich allein angeht?“

„Dieses möchte ich wissen, Berti; sei gut, ich bin ganz krank, ich fürchte etwas Schreckliches. Deine Verlegenheit macht mein Mißtrauen noch größer, sage mir die Wahrheit: was hat der Briefträger gebracht?“

In seiner Verlegenheit wurde er grob. „Jetzt laß mich in Ruhe mit dem albernen Gefrage. Die Sache geht dich nichts an. Habe auch keine Zeit für deine Kindereien, muß in die Kaserne.“

Damit eilte er aus dem Hause.

Die offensbare Verlegenheit ihres Mannes hatte den Argwohn der mißtrauischen Frau noch mehr geweckt; sie mußte auf alle Fälle erfahren, was die Post ihrem Gatten gebracht hatte.

„Emma,“ sagte sie zu ihrer Zofe, „ich schenke dir das blaue Kleid, wenn du herausbringst, was dem Herrn heute der Briefträger gebracht hat.“

„O, gnädige Frau, das Kleid kann ich leicht verdienen, denn ich habe zufällig gesehen — es waren zwei große schwarze Zöpfe. Und der Herr war sehr aufgeregt.“

Einige Sekunden sah Flora starr vor sich, plötzlich begriff sie die Wahrheit. „Ihr Haar!“ schrie sie grell auf.

3.

Franz war mit dem Paket auf dem Weg zur Kaserne. Der geheimnisvolle Auftrag reizte seine Neugierde, und in der Thorflucht einer stillen Seitengasse öffnete er das dem Feuer geweichte Päckchen und fand darin zwei prächtige Zöpfe, die zu verbrennen doch jammer schade gewesen wäre. Kurz entschlossen veräußerte er Kessels einstigen Kopfschmuck für zehn Gulden bei dem nächsten Friseur und warf statt dessen vor den Augen des Eskadronschmieds einige in dasselbe Papier gewickelte Kopshaarballen in die Flammen. Er hatte wohl daran gethan, denn kaum war die knisternde Flamme des brennenden Haares in sich zusammengefallen, als der Oberleutnant scheinbar zufällig die Schmiede inspizierte. Er sah die Aschenreste des Haares, zog schauernd den eigentümlichen Brandgeruch desselben in die Nase ein und lenkte dann, wie von einer schweren Last befreit, seine Schritte wieder seinem Hause zu.

Hier fand er Aufregung und Bewegung. Seine Frau war ernstlich erkrankt; ein hitziges Fieber brachte die Kranke an den Rand des Grabes.

Tagelang in wirren Phantasien liegend, worin ihr Mann, das ertrunkene Mädchen

und deren schwarze Haarflechten die Hauptrolle spielten, folgte ihr schwacher Körper nur langsam der erhaltenden Jugendkraft auf dem Wege der Genesung. Noch jetzt mischten sich in die öfter wiederkehrenden Augenblicke ungetriebenen Bewußtseins dieselben beängstigenden Phantasien über die Tote und die schwarzen Haare.

Die Erschütterung des ohnehin so reizbaren Nervensystems verursachte eine Gemütsstörung, welche auch nach teilweiser Wiederherstellung des Körpers zurückblieb und einen langjährigen Aufenthalt in südlichem Klima unter ärztlicher Aufsicht bedingte. Anstatt der überschwenglichen Leidenschaft, welche sie ehemals ihrem Gatten dargebracht hatte, erfüllte jetzt ein ebenso heftiger Haß ihre Seele gegen ihn. Die Erwähnung seines Namens genigte, um sie in wilde Aufregung zu versetzen.

Die Schwiegermutter, die dem Offizier allein die Schuld an dem Glende ihrer Tochter beimaß, drang auf Trennung und reiste mit der Genesenden nach Italien. Von dort aus wurde eine völlige Scheidung eingeleitet. Daß der Bankier hinfort dem Oberleutnant v. Nerken auch die fetten Jahrgelder nicht mehr zahlte, die diesem seither ein üppiges Leben ermöglicht hatten, ist selbstverständlich, und Nerken mußte, um einen öffentlichen Skandal zu verhüten, der ihn zum Abschied gezwungen haben würde, zu allem stillschweigen. Der Zweck seiner Spekulation war vereitelt, und mürrisch und grollend zog sich der einst so lebenslustige Offizier mehr und mehr aus den Kreisen der Kameraden zurück.

Die beiden Zöpfe ruhten lange Zeit im Vorratsmagazine des Haar Künstlers, bis ein zufälliger Umstand sie gut verwendbar machte.

Bei den österreichischen Manen wurde eine Aenderung der Uniformierung durchgeführt, unter anderem wurde die einzelne kokette Adlersfeder auf den viereckigen Tschapkas durch einen sich enge an diese schmiegenden schwarzen Haarbusch ersetzt. Es war bald Mode geworden, daß die Offiziere anstatt des steifen, weniger gefügigen Pferdehaares solche Büsche aus schwarzen Frauenhaaren trugen, und der Friseur verwertete die Zöpfe zu prächtigen Haarschweifen, die er an die Offiziersuniformierungsanstalt des betreffenden Manenregimentes verkaufte.

Oberleutnant v. Nerken erwarb ahnungslos ein solches Schmuckstück.

Eines Tages wurde eine Parade mit Felddienstübung vor einem hohen militärischen Würdenträger abgehalten und der Oberleutnant v. Nerken diesem als Ordnonanzoffizier zugeteilt. Bei der Ueberbringung eines wichtigen Befehles jagte er in lautem Galopp quer über eine Straße, die beiderseits der Straßengraben mit Obstbäumen bepflanzt war. Im gewaltigen Sprunge nahm der edle Kenner des vortrefflichen Reiters den einen Graben und setzte zum Sprung über den anderen an; hierbei jedoch verfang sich der Haarbusch des Oberleutnants in einem etwas abstehenden Aste. Der heftige Ruck an der mit dem Sturmriemen befestigten Tschapka brachte den Reiter aus dem Gleichgewicht, das dadurch eingetretene Zerrn an den Zügeln beirrte das Pferd, und einen Augenblick darauf kollerten beide in den Straßengraben — das Roß auf seinen Herrn.

Rasch war Hilfe zur Stelle. Das Tier hatte nur einige Hautabschürfungen davongetragen, Nerken aber lag bestimmungslos im Graben, und zwischen den blaffen geschlossenen Lippen sickerten einige Blutstropfen hervor. Der harte Rand des Sattels hatte ihm mehrere Rippen eingedrückt, und eine schwere Lungenentzündung, die sich an die Verletzung an-

schloß, machte dem Leben des blühenden Mannes ein Ende.

Es schien, als habe der Fluch, der an den schwarzen Zöpfen haftete, sein Opfer gefordert; das schwarze Haar der armen Refek war zum Rächer an dem Zerstörer ihres Glückes und Lebens geworden.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein merkwürdiges Konzert. — König Franz I. von Frankreich schloß im Jahre 1536 ein Bündnis mit dem mächtigen Großsultan Soliman II., welches großes Vergnügen in ganz Europa erregte. Der prachtliebende Franz kümmerte sich aber darum gar nicht, sondern sandte dem neuen Bundesgenossen

schöne und kostbare Geschenke verschiedener Art. Auch warb er eine Truppe der geschicktesten Musiker an, um sie auf seine Kosten zu Schiffe nach Konstantinopel zu senden, wo sie dann während einiger Jahre zur angenehmen Unterhaltung des Sultans und seines Hofes ihre musikalische Kunst zu Gehör bringen sollten.

Diese Musiker kamen glücklich in der türkischen Hauptstadt an. Man empfing sie ehrenvoll, bewirtete sie reichlich und quartierte sie vortrefflich ein auf Befehl des Sultans und auf dessen Kosten, worauf dann im Palaste bald das erste Konzert stattfand. Die Künstler gaben sich begreiflicherweise alle erdenkliche Mühe und leisteten wirklich sehr Gutes, indem sie ihren Instrumenten die süßesten und schmelzendsten Töne entlockten.

Durch diese seelenvolle Musik wurden der Sultan und dessen hohe Würdenträger tief ergriffen, ja ihre rauhen Gemüter geradezu bis zu Thränen gerührt.

„Das ist ja ganz wunderbar,“ sagte darauf nachdenklich Soliman. „Wie lieblich, wie schön! Einmal haben wir diese sanfte Musik gehört — nie wieder darf's geschehen! Denn sie, die so rührend, so einschmeichelnd, so ganz anders ist als die rauhe Schlachtenmusik unserer tapferen Krieger, sie würde uns mit ihrem verlockenden Wohlklänge allmählich verweichlichen und entnerven, wie es in ähnlicher Weise einst den Persern erging und später auch den Griechen. Darum wird's am besten sein, wir erstickten dies für die Macht und Wohlfahrt unseres Reiches so gefährliche Vergnügen sogleich im Keime.“

In der That ließ er den Musikern die Instrumente wegnehmen und legte auf dem Steinpflaster des Palasthofes mittels Keulen und Beilen kurz und klein schlagen.

Mit größtem Entsetzen hatten die französischen Musiker diese Prozedur angesehen. Sie fielen auf die Kniee und flehten inständig um ihr Leben. Durch

Humoristisches.



Eine Mutterfrau. Junger Ehemann (müht sich zehrend und möglicherweise ungehört, einen Knopf anzunähen): So sitze ich halt jetzt ebenso wie als Junggeselle da und nähe mir meinen Knopf an!
 Frau: Ja, Liebster, Bester, hast du geglaubt, es reißer dir nach der Hochzeit keine Knöpfe mehr ab?



Entgegenkommend.
 Hauswirtin (die betreffs der rüdsändigen Miete auf den Buch kloppen will): Für heute hat sich ein Herr bei mir angekündigt, der viel Geld von mir frelegt!
 Student: Na, dann rufen Sie mich nur... ich helfe Ihnen den Kerl hinaus-schmeißen!

den Dolmetscher ließ Soliman die Geängstigten jedoch gütig beruhigen. Nicht mit ihren Personen würde er so umgehen, wie er aus Gründen der Staatsklugheit mit ihren Instrumenten habe verfahren müssen. Nachdem er sie abermals köstlich mit Speise und Trank hatte bewirten lassen, sandte er sie auf seine Kosten wieder zu Schiffe nach Frankreich.

Nach der Ankunft in Paris berichteten sie dem König ihr sonderbares Erlebnis in Konstantinopel. Franz geriet darüber in nicht geringes Erstaunen.

Die Musiker aber hatten allen Grund zur Zufriedenheit. Ihre Leistung war von Soliman außerordentlich hoch bezahlt worden. Das eine Konzert in Konstantinopel hatte ihnen viel mehr Geld eingebracht, als sie in zehn Jahren mit tausend Musikaufführungen in Frankreich hätten verdienen können, wo dajumal solche Kunstleistungen nur geringe Anerkennung fanden. [F. L.]

Eine stolze Aufschrift trägt das Grab des am 27. Juni 1722 verstorbenen Herzogs von Marlborough in der Kapelle Heinrichs VII. der Londoner Westminsterkirche, verfaßt von dessen eigener Gemahlin. Sie lautet: „Hier liegt Herzog Johann von Marlborough, der niemals eine Schlacht lieferte, ohne sie zu gewinnen, niemals eine Stadt belagerte, ohne sie einzunehmen, niemals irgend etwas anfang, ohne es zu einem glücklichen Ausgang zu bringen. Wer du auch sein magst: wenn du frei bist, so verdankst du das dem Herzoge Marlborough.“ [D.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 50.

Auflösung des Bilder-Rätsels, „Die Sphinx“ in Nr. 48: Von jedem Buchstaben ziehe man je eine Senkrechte auf die Sterne. Die Sterne erhalten dadurch ihre bestimmten Buchstaben. Lieft man dann von oben nach unten zeilenweise alle Sterne ab, so erhält man den Spruch: „Wer zu viel zweifelt, verzwweifelt.“

Arithmogriph.

- 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 ein Kaiserthum,
- 2, 5, 6, 7 ein Soldat,
- 3, 2, 7, 8 eine Meereenge,
- 4, 2 ein Vorwort,
- 5, 6, 7, 8 ein geographischer Begriff,
- 6, 6, 1 ein Vogel,
- 7, 2, 3, 4 eine Frucht,
- 8, 1, 6, 2 ein Fluß in Oesterreich.

Auflösung folgt in Nr. 50.

Somonym.

In früher Jugend Tagen
 Warf mancher mich gar weit,
 Der später mich getraget
 In tiefer Seligkeit.
 Und soll ich mehr noch künden?
 Ich bin ein schühend Wand.
 Oft, wenn die Blüten schwinden,
 Erhöhe ich das Land.
 Auflösung folgt in Nr. 50.

Auflösungen von Nr. 48:

des Rätsels: Eislaut, Eisgang;
 des Buchstaben-Rätsels: Salamis, Salami.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.